

Laibacher Zeitung.



Nr. 179.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj.
fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus
halbj. 50 fr. Mit der Post ganzj. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Dienstag, 9. August

Insertionsgebühr bis 10 Zeilen: 1mal 60 fr.,
2m. 80 fr., 3m. 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 fr., 2m. 8 fr.,
3m. 10 fr. u. s. w. Insertionsstempel jedesm. 30 fr.

1870.

Amtlicher Theil.

Se. k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 4. August d. J. dem Schulrathe und Inspector der Mittelschulen Andreas Oscar in Lemberg in Anerkennung seiner treuen und vorzüglichen Dienstleistung das Ritterkreuz Allerhöchstes Franz-Joseph-Ordens allernädigst zu verleihen genehmigt.

Se. k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 16. Juli d. J. dem Dechant zu Metolic Mathias Roswald, in Anerkennung seiner vieljährigen, berufseifigen und erfolgreichen Wirksamkeit in der Seelsorge und auf dem Gebiete des Volksschulwesens, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone allernädigst zu verleihen geruht.

Se. k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 1. August d. J. dem Ingenieur zweiter Classe Wilhelm Wucher in Anerkennung der gelungenen Durchführung des ihm übertragenen Wiederaufbaues der abgebrannten Stiftskirche in Admont das goldene Verdienstkreuz mit der Krone allernädigst zu verleihen geruht.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat den Conceptsprakticanten der niederösterreichischen Finanzprocuratur Dr. Rudolf Franz zum Ministerialconcipisten im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht ernannt.

Nichtamtlicher Theil.

Politische Uebersicht.

Laibach, 8. August.

Obgleich die österreichische Regierung gleich beim Beginne des preußisch-französischen Krieges ihre Neutralität, u. z. die strikte unbewaffnete Neutralität so bestimmt ausgesprochen hat, daß man jeden Zweifel für beseitigt halten sollte, so tauchen in einem Theile der österreichischen Presse doch immer wieder Gerüchte über umfassende Rüstungen u. s. f. auf, welche nicht allein die öffentliche Meinung in hohem Grade beunruhigen müssen, sondern auch leicht dazu beitragen können, die Neutralität der Monarchie in eine schiefe Stellung nach Außen zu bringen. Ein solches Irreführen der öffentlichen Meinung kann nicht genug bedauert werden und wir würden bei den hohen Interessen, die dasselbe in Frage stellt, keinen Aufstand nehmen, dasselbe geradezu als unösterreichisch zu bezeichnen, wüssten wir nicht, daß all diese Gerüchte nur die leidige Pikanteriesucht und keine politische Nebenabsicht zu Grunde liegt. Man sieht leider bei uns noch allzusehr die Uebertreibungen und sucht in denselben einen gewissen Werth. So wie die 5 Millionen Nachtragssredit, die Graf Andrássy vom ungarischen Landtag verlangte, den Tag vor der Einbringung der Vorlage schon mit 100 Millionen beziffert wurden, so werden auch jetzt die kleinen Vorbereitungen, die Österreich gleichzeitig mit England zur Ausfüllung seiner Lücken der Wehrfähigkeit trifft, zu großartigen Rüstungen hinaufgeschraubt. Wir können uns über diese Frage nur vollkommen dem anschließen, was das Fremdenblatt in seinem Leitartikel heute bemerkt, indem es schreibt: Es ist, — wir können nach den vorliegenden Kundgebungen nicht daran zweifeln — der ernste Wille der leitenden Staatsmänner, die Politik der stricten Neutralität unter den wiederholten hervorgehobenen Bedingungen beizubehalten. Diese Politik erfreut sich der Zustimmung der öffentlichen Meinung im seltenen Grade, sie ist eine wahrhaft österreichische Politik. Alle Theile der Staatsverwaltung, insbesonder aber die Kriegsverwaltung, müssen den Geist dieser Politik in sich aufnehmen und ihre Haltung darnach bestimmen. Sonst würde ein Widerspruch, ein innerer Gegensatz der Thaten zu den Worten bloßgelegt, der nicht anders gedenkt werden könnte, als daß die Politik der Neutralität ihre Hintergedanken habe. Die Gefahren, die herauf beschworen würden, wenn eine solche Meinung über die Politik der Monarchie sich festsetzte, brauchen wir nicht zu schildern. Wenn nicht der Krieg, so wären doch das tiefste Misstrauen gegen Österreich, der Unmut und der Gross der organischen Mächte die Folgen jener Zweideutigkeit, die

uns überdies nicht den geringsten Vortheil gebracht hätte. Sobald ein Staat die Neutralität erklärt, muß er sie unbedingt, ehrlich und aufrichtig halten. Im entgegengesetzten Falle erregt er das Misstrauen, weckt er das Rachegefühl bei dem einen der kriegsführenden Theile, ohne sich den Anderen, dem er durch seine Zweideutigkeit nichts genügt hat, zum Dank zu verpflichten. Die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes hat Österreich schon selbst erprobt, und wir bringen ihn denjenigen in Erinnerung, die entweder aus harmloser Naivität oder, um ihren Gefühlen durch Demonstrationen Lust zu machen, durch Uebertreibungen, vielleicht ohne sich über die Folgen klar zu sein, die neutrale österreichisch-ungarische Monarchie in eine schiefe Stellung bringen. Die Monarchie hat ein lebhafstes Interesse daran, daß selbst der Schein vermieden werde, als hätte sie die Absicht, aus der Neutralität heraus zu treten, ohne selbst provoziert oder zur Action gezwungen zu sein. Nur mit Mühe ist es den vereinten Bestrebungen der politisch-mäßigenden Faktoren gelungen, die gefährlichen Regelungen des Rachegefühles, die sich gestellt machen wollten, zurückzudrängen und der Monarchie die Neutralität, deren sie bedarf und auf welche sie durch eine wohlverstandene Interessenpolitik verwiesen wird, zu erhalten. Kein Zweifel, daß die strikte Neutralität Österreichs das einzige wirksame Mittel ist, den Krieg zu lokalisieren und die Schrecken des furchtbaren Kampfes am Rhein abzukürzen. Wenn zwei große Militärwände in einen furchtbaren Krieg, der mit äußerster Kraftanstrengung geführt wird, verwickelt sind, können die anderen Staaten Europa's nicht vollständig wehrlos bleiben, am allerwenigsten aber Österreich, dessen Stellung von so viel Seiten bedroht wird. Andererseits aber muß in einem Momente, und die Mächte einander mit Misstrauen überwachen, jeder Schritt vermieden werden, der von dem lauernden Nachbar übel gedeutet werden könnte. Einzig und allein aus diesem Grunde müssen wir es beklagen, daß selbst aufrichtige Patrioten zum Schaden der Gesamtheit das Säbelkraffeln nicht lassen können, wodurch die nothwendigsten Vorbereitungen in den Augen misstrauischer Nachbarn eine Bedeutung gewinnen, die ihnen wahrlich nicht zukommt.

Ueber die angeblich bereits feststehende Befestigungsarbeiten der Karpatenpässe bei Eperies, die Befestigung der Ennslinie u. s. w. bringt die heutige „Presse“ eine kurze Mittheilung, welche lautet: Von allen Ecken und Enden kommen Nachrichten über angeblich im Weise stehende militärische Maßnahmen der österr.-ungar. Regierung, welche in ihrem Zusammenhange wohl geeignet wären, Besorgniß zu erregen, wenn sie wahr wären. So viel wir als verläßlich in Erfahrung bringen konnten, handelt es sich hier meistens um Projecte, die von competenten militärischen Kreisen als nothwendig oder wünschenswerthe Ergänzungen des ganzen Defensivsystems der Monarchie in Verhandlung gezogen worden sind, über ihre thatsächliche Ausführung ist aber noch kein endgültiger Beschluß gefaßt. Dies gilt insbesondere an den angeblichen Enns-Befestigungen, zu welchen die Genie-Offiziere derzeit blos der technischen Vorarbeiten wegen commandirt wurden.

Auch die „Tagessprese“ meldet als verläßlich, das Kriegsministerium hat blos die Durchführung der Vorarbeiten für diese projectirten Bauten genehmigt, darüber hinaus ist man noch nicht gekommen. Die wirkliche vollständige Befestigung der genannten Objecte bedürfte auch, da sie größere im Budget nicht eingestellte Summen erfordern würde, der Zustimmung des Ministerrathes an welchen, wie ich Sie versichern kann, diese Frage bis jetzt noch in keiner Weise herangetreten ist.

Sind wir recht unterrichtet, so haben diese Projecte kein besseres Loos zu erwarten, als welches ihnen bereits vor Jahren beschieden wurde, nämlich Projecte zu bleiben.

In einigen Blättern hat man sich mit der Thatache der Auflösung des Arbeiter-Bildungs-Vereines eingehend beschäftigt, die Opportunität dieser Maßnahmen in Zweifel gezogen und gleichzeitig die Frage aufgeworfen, wie es geschehen konnte, daß Vereine, die durch ein und halbes Jahr ein gleiches Ziel mit gleichen Mitteln verfolgt haben, jetzt erst als staatsgefährlich befunden werden könnten.

Wir werden dem gegenüber von competenter Seite aufmerksam gemacht, daß die Staatsgefährlichkeit des social-demokratischen Princips, dem sich der Arbeiter-Bildungs-Verein angeschlossen hatte, schon bald vor

einem Jahre ausgesprochen worden war, daß aber die letzten praktischen Consequenzen dieses Beschlusses allerdings erst jetzt gezogen worden sind.

Bekanntlich hatte schon das frühere Ministerium im August 1869 die auf dem Eisenacher Congresse gefassten und von dem hiesigen Arbeiter-Bildungs-Vereine acceptirten Beschlüsse, sowie die social-demokratischen Ideen überhaupt und die Mittel, deren sich die Arbeitervereine zur Durchführung derselben bedienen, als staatsgefährlich bezeichnet. Man hatte sich damals mit diesem theoretischen Schritte begnügt und wollte abwarten, wie sich die Arbeiter diesem Ausspruch der obersten Verwaltungsbehörde gegenüber benehmen und ob sie ihre social-demokratischen Bestrebungen, die nun als staatsgefährlich erklärt waren, aufgeben werden. Dies war nicht der Fall, es kam zur großen Demonstration vom 12. December, und nun nahmen die Gerichte die ganze Angelegenheit in ihre Hand.

Das gegenwärtige Ministerium fand den gegen die Arbeiter-Führer abhängig gemachten Proces noch in der Schwebe vor. Es war daher natürlich, daß die Verwaltungsbehörden, ehe sie weiter vorgingen, früher den Ausspruch des Gerichtes abwarten. Zudem war in der hiesigen Arbeiterbewegung während der Dauer des Proces ein Stillstand eingetreten und kein neuerlicher Anlaß zu einem sofortigen Einschreiten der Verwaltungsbehörde gegeben. Als aber im Laufe des Proces die übrigens schon längst bekannte Thatsache zur Evidenz constatirt worden war, daß der Arbeiter-Bildungs-Verein die Stätte und der eigentliche Heerd der ganzen Arbeiteragituation und ihrer Führer war, als die von ihm verfolgten social-demokratischen Tendenzen auch durch das Urtheil des Gerichtes als staatsgefährlich erkannt und das Treiben einzelner Führer als hochverrätlicher verpunkt worden war, und als endlich in den nächsten Arbeiterversammlungen bei der „schönen Aussicht“ wie in einzelnen Fachvereinen ohngeachtet dieses richterlichen Ausspruchs das Festhalten am social-demokratischen Prinzip beschlossen worden war, — da konnte auch von Seite der Verwaltungsbehörden nicht länger gezögert werden, die Auflösung dieses Vereins zu verfügen, der sich schon längst von seinem ursprünglichen Programm losgesagt hatte.

Zum Kriege.

Ueber das Gefecht bei Saarbrücken bringt die „N. F. P.“ eine Correspondenz aus St. Johann (vis-à-vis von Saarbrücken am rechten Ufer der Saar) vom 2. August, 1 Uhr Mittags, der wir nachfolgende interessante Details entnehmen:

St. Johann (Hotel Hagen), 2. Aug., 1 Uhr Mittags. Heute um halb 11 Uhr dröhnten mehrere rasch aufeinander folgende Kanonenschüsse von den französischen Bergen herüber, dann ein heftiges Kleinge-Wehrfeuer, wieder Kanonenschüsse u. s. w. Ich eilte rasch aus dem Hotel über die neue Saarbrücke und wollte eben die Straße nach dem Exercierplatz einschlagen, als mir von demselben in geradezu unregelmäßiger Flucht eine Compagnie der Bierziger-Füsilier entgegenkam. „Sechs- bis achttausend Mann Franzosen sind im Anrücken, bestehend aus Infanterie, Cavallerie und verhältnismäßig viel Artillerie,“ hieß es; „sie werden bald auf dem Exercierplatz sein!“

Ich lief also schnell zurück ins Hotel, hing meinen Tornister um und steckte das Feldglas und die Rumflasche ein, zahlte meine Rechnung und eilte die St. Johannstraße entlang. Da erdröhnt plötzlich ein Kanonenschuß aus nächster Nähe; es mußte schon eine Kanone auf dem Exercierplatz sein. Als ich ins Hotel Hagen kam, vor welchem ein Bataillon Bierziger marschbereit stand, sah ich vom Hinterhaus dieses Hotels, wie eben die Franzosen an der uns gegenüberliegenden Seite des Exercierplatzes — welcher, ein regelmäßiges, vierseitiges Plateau, die ganze Stadt St. Johann, sowie den Bahnhof und die Hügel dahinter beherrscht — eine Batterie aufführten. Es dauerte nicht lange, so donnerte auch schon die erste Granate herüber. Dieselbe fuhr in das Dach eines großen, mit Ziegeln gedeckten Wohnhauses, explodierte und setzte sofort den Dachstuhl in Brand. Die zweite Granate traf den Bahnhof, hinter welchem gleichfalls ein Bataillon Bierziger stand. Nun fielen die Schüsse sehr schnell auf einander, alle in der Direction über das Hotel Hagen gegen den Bahnhof. Viele explodierten über den Häusern St. Johans und demolirten die Dächer; andere fielen in die Straßen und zerschmetterten die Fenster und Türen. Binnen

einer halben Stunde stand ein Dutzend Häuser in Flammen; zwanzig andere waren fast demolirt.

Sie können sich die heilige Verwirrung, den entsetzlichen Jammer nicht vorstellen, in welchen die Bewohner dieses friedlichen Städtchens so plötzlich gebracht wurden, die vor einer Stunde noch ruhig ihren Geschäften nachgingen und die jetzt in die Keller flüchteten, um in dem Granatenhagel, welcher ihr Eigentum zerstörte, nicht noch das Leben zu versieren.

In den Häusern, welche an der Schuhlinie gegen den Bahnhof liegen und in welche jeden Augenblick ein Geschoss fuhr, jammerten und weinten die Weiber, besonders die Dienstmägde, daß es zum Erbarmen war. Um das Hotel Hagen schwirrten die Shrapnels, daß wir stets gefaßt waren, im nächsten Augenblick eines in das ebenerdige Zimmer fahren zu sehen, in welchem sich Alles bunt durcheinander zusammengedrängt hatte.

Da waren zwei junge Damen, welche sich verhältnismäßig sehr ruhig in ihr Schicksal ergaben; da waren vier Engländer, welche mit echt englischem Humor in dieser gefährlichen Situation eine Partie Whist spielten; da waren Mr. Forbes und ich. Alles Uebrige — der Hotelier, seine Frau, die Stubenmädchen, Köchinnen und anderen Bediensteten des Hotels — hatte den Kopf verloren und heulten, daß es mir die Nerven angriß.

Nach und nach gelang es uns, diese ganze weinende, jammende und verzweifelnde Sippe in den Keller des Hotels zu bringen, wo sie jetzt stecken — während ich hier neben der Whistpartie diese Zeilen schreibe.

Ob Sie dieselben überhaupt erhalten werden, ist die Frage; es scheint schon mehr als zweifelhaft, ob es uns gelingen wird, den Franzosen zu entfliehen. Sie schießen unglaublich viel — jeden Augenblick donnert ein neues Geschoss herüber. Die Straßen sind wie ausgesetzt, keine menschliche Seele ist zu sehen.

Nur eine Compagnie Bierziger-Füsiliere steht noch vor unserem Hotel — auch sie flüchtet endlich.

Duttweiler, 2. August, 5 Uhr Abends.

Ich schloß die unter Granatenregen in St. Johann geschriebenen Zeilen, um mit Mr. Forbes zu berathen, ob eine Flucht vor den Franzosen, deren Kleingewehre feuer man schon sehr nahe hörte, noch möglich und ratsam sei. Wir kamen rasch zu dem Entschluß, den Fluchtversuch zu wagen. Wir eilten aus dem Hotel die von den französischen Granaten bestrichene Straße nach dem Bahnhofe aufwärts und ließen dann in raschem Trab rechts die Bahn entlang, bis wir, gedeckt von Hügeln, ein wenig Atem zu schöpfen vermochten. Während dieses Laufens fausten uns fortwährend Shrapnels über den Kopf und Chassepot-Geschosse an den Ohren vorüber. Wir marschierten, nachdem wir etwas gerastet hatten, rüstig weiter fort und stießen etwa nach 2000 Schritten auf eine Escadron der aus Saarbrücken rettirten Uhlanchen und auf ein Häuslein von etwa vierzig Infanteristen.

Von den Offizieren der Uhlanchen-Escadron erhielt ich nachfolgende Details über den Vormarsch der Franzosen: Die Preußen hatten Vormittags, wie gewöhnlich, eine Escadron Uhlanchen und eine halbe Compagnie Bierziger-Infanterie zum Vorpostendienste draußen, und von diesen waren etwa zehn Mann Infanteristen als äußerste Vorposten ausgestreut und vielleicht zwölf Uhlanchen zu je Zweien als Patrouillen ausgesendet, als einer der Soldaten, sowie die auf dem Exercierplatz versammelten Neugierigen die Bemerkung machten, daß auf einem der

Hügel eine größere feindliche Truppenmasse von einer Waldstraße heraus ins Freie komme und raschen Schrittes ins Thal abwärts schreite. Fast zur gleichen Zeit kam auf der Straße von Forbach Cavallerie in unabsehbarer Reihe. Wenige Minuten später kam noch von einem zweiten Hügel zahlreiche Infanterie aus dem Gehölze. Bald darauf eröffnete eine auf einem entfernten Plateau aufgefahrene Batterie ihr Feuer, und die Infanterie, welche inzwischen ziemlich weit vorgesetzt war, gab Einzelschüsse in rascher Aufeinanderfolge.

Während all dessen geschah auf preußischer Seite nichts, um den Platz zu verteidigen; es war auch durchaus keine genügende Macht vorhanden, um sie dem wuchtig, mit 5000 Mann Infanterie, 2 Cavallerie-Regimentern und 4 Batterien,andrängenden Feinde entgegenzustellen. Die Bierziger und die Uhlanchen, welche bis heute die einzigen Truppen hier waren, zogen sich also schleunigst zurück.

Nachdem das siebente und das achte Armeecorps vollkommen marschbereit zwischen Merzig und St. Wendel stehen, ferner schon seit geraumer Zeit in Saarlouis, sowie in Neunkirchen genug Truppen lagen, um, falls man Saarbrücken halten wollte, eine entsprechende Macht dahin abzugeben, so liegt es offenbar im preußischen Plane, die Franzosen, falls sie es mit größerer Macht versuchen, nach Saarbrücken hereinkommen zu lassen.

Unter dem Schutz einer, auf den nach St. Arnual verlaufenden Hügeln entwickelten dichten Tirailleurkette rückte gar bald die ersterwähnte feindliche Batterie von dem Plateau, auf welchem sie erst postiert war, geradeaus auf den Saarbrückener Exercierplatz vor. Die Franzosen sahen aber bald, daß die Preußen zu schwach seien, sonst hätten sie dies nicht so schnell wagen können. Die Bierziger zogen sich nach Norden bis Lebach zurück. Ein Theil der Uhlanchen kam mit uns zugleich in Duttweiler, einem kleinen Städtchen an der Bahnlinie Saarbrücken-Neunkirchen, an.

Ich schließe diese flüchtigen Zeilen, um einen Weg aussändig zu machen, wie ich dieselben an Sie gelangen lassen kann. Eine Post geht von hier nicht ab.

Der offene Brief des Generals Türr an den Grafen Bismarck

lautet nach dem „N. W. Tagbl.“ wie folgt:

„Eure Excellenz!

Sie erinnern sich gewiß noch der Tage vom 10ten und vom 11. Juni 1866, an welchen wir über die Eventualität eines Krieges zwischen Preußen und Österreich gesprochen haben. Sollte jedoch diese Erinnerung einigermaßen erbläßt sein, so erlaube ich mir, dem Gedächtnisse Eurer Excellenz durch die Anführung einiger Details, welche die Dertlichkeit betreffen, in denen jene Unterredungen stattgefunden haben, zu Hilfe zu kommen. Das Erinnerungsvermögen belebt sich oft durch solche äußerliche Details und die Nennung einer bekannten Dertlichkeit frischt nicht selten in wunderbarer Weise den ganzen Ideenkreis auf, der mit ihr zufällig in eine Verbindung kam.

Am 10. Juni 1866 hatte ich die Ehre, Eure Excellenz in Ihrem Arbeitszimmer am Abend zu sprechen, am 11. Juni brachte ich mit Ihnen eine Stunde unter dem großen Baume in Ihrem Garten zu. Eure Excellenz waren sehr besorgt über den Ausgang des Krieges,

der eben beginnen sollte. Sie sagten zu mir: „Wenn es nur der Kaiser Napoleon wäre, so wäre der Krieg leicht für uns; der Kaiser könnte sich leicht Belgien nehmen und sogar auch Luxemburg, und die Grenzen Frankreichs reguliren. Ich habe das Alles dem Kaiser Napoleon vorgeschlagen, er wollte aber daran nicht eingehen. Wenn Sie nach Paris kommen, bitte ich Sie, alles das Sr. Hoheit dem Prinzen Napoleon zu sagen.“

Das äußerten Eure Excellenz mir gegenüber an den Tagen des 10. und 11. Juni 1866. Als ich nach dem Kriege im Februar 1867, von einer Mission im Oriente zurückkehrend, wieder mit Ihnen sprach, drückte ich Eurer Excellenz gegenüber meine Ansicht darüber aus, daß Deutschlands Einigung nur dann vollzogen werden könnte, wenn Preußen sich entschließen würde dem Beispiel Karl Alberts zu folgen, der im Jahr 1848 nicht mehr das Banner Savoyens, sondern das nationale Banner Italiens entfaltete und seinem Lande eine liberale Verfassung gab. Wir sehen aber, fügte ich hinzu, daß Preußen überall nur die preußischen Fahnen entfaltet und daß es dem Bunde eine Verfaßung gibt die weniger liberal ist, als jede andere Constitution in den deutschen Ländern.

Eure Excellenz antworteten darauf, das Alles so wahr und die Prussifikationsgelüste, welche die Regierung des Königs Wilhelm auszeichnen, seien bellogen werth, aber Eure Excellenz hätten nicht die Macht, daß wieder gut zu machen, was der König und die großpreußische Partei veranlaßt haben.

Über Österreich sprechend, sagte ich, daß die Macht den Ungarn doch vielleicht derartige Concessions machen werde, welche den Wünschen des Landes entsprechen könnten. Eure Excellenz antworteten mir darauf, daß Sie darüber Zweifel hätten, und fügten hinzu: „Österreich arbeitet stets für Preußen. Betrachten Sie den Gasteiner, sowie den Nikolsburger Vertrag. Österreich ließ seine Verbündeten im Stich und bot mir die Gelegenheit, eine Allianz mit ihnen zu schließen. Sie überzeugt, daß, wenn die österreichischen Concessions Ungarn nicht befriedigen sollten, ich Alles thun werde, um Ihrem Vaterlande zu helfen, damit es seine volle Unabhängigkeit erkämpfe, und ich werde sogar die Ausdehnung Ungarns gegen den Orient zu begünstigen.“

Ich erlaubte mir darauf Eurer Excellenz zu antworten, daß Ungarn keine Eroberungsgelüste habe, daß es aber für seine Sicherheit die Wiederherstellung Polens brauche, wodurch diesem edlen Lande auch von preußischer Seite Genugthuung gegeben werden würde. Eure Excellenz antworteten darauf, Preußen sei bereit, viel für Ungarn und für die Länder an der unteren Donau zu thun, von Polen könne aber keine Rede sein, da Preußen der Freundschaft Russlands nicht entbehren könne. Eure Excellenz kamen im Verlaufe des Gesprächs auf die Heftigkeit der französischen Journale zu sprechen über die Sie sich beklagten, und fügten hinzu: „Wir Frankreich will ich in Freundschaft leben und durch keinen Krieg mit den Franzosen haben. Dem Kaiser Napoleon haben wir den Erfolg unserer Waffen im Jahre 1866 hauptsächlich zu verdanken. Der Kaiser hat durch seine Neutralität und durch seine lohale Haltung, für welche er keine Entschädigung verlangte, unser Kriegsplan erleichtert, deshalb bin ich auch bereit Frankreich in allem zu unterstützen. Hier in Berlin muß man aber vorsichtig handeln, da man unseren Ge-

Feuilleton.

Aus Kärnten.*

III.

Bad St. Leonhard, 4. August.

Über meinem heurigen Sommerfeldzuge walzt ein eigenhümlicher Unstern. Seit vorgestern befindet sich mich in St. Leonhard, dem Ziele meiner Klagenfurter Sehnsucht und in St. Leonhard ist — Klagenfurt das Ziel meiner Sehnsucht. Ja, Klagenfurt, warum bin ich deinen Fleischköpfen untreu geworden? In dir läßt sich ja Stadt- und Landleben so schön vereinigen. Du liegst in einem Kranze der reizendsten Naturscenen, bist selbst mit deinem Wörthersee und den Calmusbädern deiner Papiermühle der schönste Badeort der Welt, du vereinst damit alle Annehmlichkeiten des Alpenlima's mit einer mittleren Wärme von 6 bis 7 Grad. Man atmet in dir reine Luft, trinkt gutes Wasser und noch besseres Wiener oder Grazer Bier, lustwandelt nach Ebenthal, dem Klagenfurter Rosenbach, wo Milch und Sauritscher Wein fließt, und verlebt so seine Tage in Frieden und mit der besten Verdauung. In der That kann ich mich auch von meinem Thema „Klagenfurt“ nicht so schnell losreissen. Gerne verweile ich noch dort in dankbarer Erinnerung, ehe ich auf St. Leonhard zu sprechen komme. Während ich auf die Antwortdepesche des Beherrschers von St. Leonhard, Herrn Jakob Wanner, wartete, hatte ich Muße, mir Land und Leute genauer anzusehen, und ich habe daher zu meinem ersten Briefe Einiges nachzutragen, auch wohl zu berichtigen. So z. B. dementire ich feierlich, was ich in meinem

letzten Briefe Absfälliges von der geistigen Bewegung Kärntens gesagt habe, insoferne sich dies auf die Presse und auf die politische Thätigkeit bezieht. In dieser Beziehung herrscht immerhin einige Regsamkeit. Es erscheinen in Kärnten außer der „Klagenfurter Zeitung“ an deutschen politischen Blättern die „Süddeutsche Post“ (demokratisch), das „Kärntner Blatt“ (derb ultramontan), doch ohne den unangenehmen national-slovenischen Beigeschmack; im Erscheinen begriffen, sind die „Freien Stimmen“ (erzdemokratisch); von slovenischen der „Besednik“, „Priateli“; von nichtpolitischen die „Carinthia“ für Vaterlandskunde; ein landwirtschaftliches, ein bergmännisches Blatt. Daß Kärnten für Landeskunde besonders in historischer Beziehung viel geleistet, weiß die wissenschaftliche Welt. Namen wie Ankeshofen, Herrmann, Jaborregg, Gallenstein werden nicht der Vergessenheit anheimfallen. Ich muß nur mein Mißgeschick anklagen, das mir nicht gönnte, die Schätze des historischen Vereins, Bibliothek von 5000 Bänden, Archiv von 14.000 Originalurkunden, Münz-, Antikenfassung u. s. w.) zu besichtigen. Dieselben müssen soeben aus dem Landhause wegen drohenden Mauereinsturzes desolirt werden und sind daher nicht zu sehen. Ich war daher in den letzten Tagen meines Klagenfurter Aufenthaltes ganz auf meine Aufgabe als Bergnützungsreisender beschränkt, und diese wurde mir durch das unbeständige regnerische Wetter hie und da nicht unerheblich erschwert. Zu meinen angenehmsten Erinnerungen aus Klagenfurts Umgebung gehören Ebenthal und Maria Rain. Zu dem ersteren, Gemeinde und Schloss des Landeshauptmanns Grafen Goëß, führt über die Völkermarkter Vorstadt hinaus ein angenehmer Fußweg stets in der Ebene, größtentheils im Schatten einer herrlichen Allee uralter Linden. Die Gegend ähnelt durch ihre ganze Anlage, die schönen Rasenplätze und prächtigen alten Bäume, gelehnt an einen

bewaldeten Gebirgszug, einem der uns von Washington Irving in seinem Skizzensbuch so reizend geschilderten englischen Parks. Das Schloß Ebenthal verschönert die Gegend. Seinen herrlichen, im englischen Geschmacke angelegten Park hat der Besitzer in anerkennenswerthe Liberalität dem „Schüler der Natur“ geöffnet und das Gasthaus des Herrn Dremus, ganz nahe bei dem Schloß und der hübschen Kirche, gewährt die beste leibliche Erfrischung mit Kaffee, Butter, Bier oder Wein. Die politisirten außerdem in angenehmster Weise mit dem Herrn Dremus, zugleich Bürgermeister des friedlichen Ebenthal, das, obwohl auch hier slovenische Laute unser Ohr klingen, doch an keiner Sprachenfrage labort. Herr Dremus zeigte sich als ein denkender Mann, der z. B. als von der Bildung größerer Gemeinden keine Rede war, scharfsinnig meinte, wie kleine Staaten, seien kleine Gemeinden glücklicher als große, die größere Verwaltungsauslagen und allerhand noble Passionen haben können, zu denen der Säckel der Kleinen zu contribuirend müßte. Ebenthal, wäre ich ein Angehöriger Klagenfurts, wäre mein täglicher Abendspaziergang Maria Rain, das ich neben Ebenthal erwähnte, ist der schönste Punkt zur Fernsicht auf das Rosenthal und auf die den Süden umgürrende Riesengewand der Karawanken. Das Kirchlein u. L. Gr. am Rain, ein sehr besuchter Wallfahrtsort, steht auf einem Hügel, von dem wie von einer Warte der entzückte Blick über das prächtige Tal schweift, in welchem der Silberstreifen der Drau zu den Füßen der Alpenhäupter durch ein waldumsäumtes fruchtbare Gelände von Kirschenthaler bis Ferlach sich schlängelt. Auch der Kirche wurde ein Besuch gemacht, ein schmuckloses Gotteshaus, dessen innere Wände mit den Expectorationen frommer Pilger bedekt sind, eine Unsicht die in Kärnten nicht selten zu sein scheint. Mich ergoß ein Votivbild aus dem Jahre 1715. Ein dreil-

nig nicht scheu machen darf. Wollte aber der Kaiser Napoleon irgend einen Wunsch schriftlich äußern, so nehme ich es auf mich, sein Verlangen in einigen Monaten zu realisieren. Wollte er zum Beispiel Luxemburg annexieren, so möge er nur in Luxemburg eine französische Partei schaffen, welche die Vereinigung mit Frankreich wünscht. Ich werde nicht einmal untersuchen, ob wirklich die Majorität der Bevölkerung jene Vereinigung wünscht, sondern ich werde stillschweigend die vollbrachte Thatsache annehmen. Was Belgien betrifft, so habe ich es oft gesagt und wiederhole es noch einmal, der Kaiser Napoleon soll Belgien nehmen, und würde iegend eine Regierung einen Anstand dagegen erheben, so werden wir ihr unsere Bajonette entgegen halten."

Eure Excellenz wissen, daß ich diese Worte dem Kaiser Napoleon wiederholte, da ich in dieser Hinsicht an Sie unter jener Adresse geschrieben habe, welche Eure Excellenz eigenhändig in meine Brieftasche eintrugen, die ich sorgfältig aufbewahrte. In diesem meinem Schreiben mache ich Eure Excellenz darauf aufmerksam, daß, wenn Preußen Freunde in Frankreich haben sollte, es durch seine Haltung beweisen möge, daß der Zweck seiner Politik ein freies Deutschland und nicht der preußische Militarismus sei.

Die Concessionen, welche Österreich den Ungarn gemacht, waren bedeutend, die große Majorität nahm sie mit Freuden an, und als ich selbst nach einer zwanzigjährigen Verbannung mein Vaterland Mitte September 1867 wieder sah, überzeugte ich mich, daß die große Majorität der Ungarn mit ihrem Monarchen aufrichtig versöhnt war. Bald darauf ging ich nach Constantinopel und von da nach Belgrad. In dieser letzteren Stadt traf ich bei dem Consul Italiens, dem Chevalier Slovasso, den preußischen Consul Herrn Lobareau und den Präsidenten des serbischen Senates, Herrn Marinovic. Es wurde ein politisches Gespräch geführt. Während desselben sagte der preußische Consul, indem er sich an Herrn Marinovic wandte, daß Serbien sich energisch rüsten solle, um bei der ersten günstigen Gelegenheit die Donau und die Save zu überschreiten, Croation, die Bačka und das Banat zu nehmen und den Preußen, die über Böhmen nach Wien rücken würden, zu Hilfe zu kommen, während andererseits die Russen vorrücken würden.

Ich meinerseits bemerkte Herrn Lobareau, daß seine Worte viel zu denken geben und daß es den Anschein habe, als habe man in Berlin das Programm des Krieges seit 1866 gründlich geändert. Der preußische Consul versuchte nun allerdings seinen Worten einen anderen Sinn unterzulegen, verwickelte sich aber dabei immer mehr. Als ich mit dem Präsidenten des serbischen Senates allein war, versicherte mich Herr Marinovic, daß sich Serbien nie durch preußische Aufstachelungen zu so gewagten Unternehmungen hinreichen lassen würde, zumal den Serben viel daran gelegen sei, mit Ungarn in Freundschaft zu bleiben.

Ich bemerkte darauf, daß das Interesse beider Länder Ungarns und Serbiens es verlange, daß sie in der größten Harmonie bleiben, und daß ich den glücklichen Zusatz segnen müsse, welcher mir soeben ein Stück der preußischen Pläne enthüllt habe, die mich von allen meinen preußischen Sympathien gründlich abzubringen geeignet wären.

Nach meiner Rückkehr aus dem Oriente erzählte ich im October 1867 diesen Vorfall, den ich nach meiner

Gewohnheit in meine Notizen eintrug, einigen Freunden und Landsleuten.

Ich hatte keine Absicht, von allem dem zum Publicum zu sprechen, da ich aber sehe, daß Eure Excellenz durch die Enthüllungen, welche von Ihrer Seite ausgegangen sind, und insbesondere durch die Veröffentlichung des Benedetti'schen Vertrages sich als unschuldig vor der Welt hinzustellen suchen, so erachte ich es für einen ehrlichen Krieg, wenn ich Euer Excellenz diese kleinen Erinnerungen durch dieselbe Offenlichkeit zusende, an welche Eure Excellenz appellirt haben.

Ungarn wünscht glühend, Deutschland frei und groß zu sehen, aber Ungarn wird sich durch Preußen, den intimen Freund Russlands, nicht verwirren lassen. Bei der ersten Drohung werden sich die Ungarn, so wie am Tage der Gefahr unter Maria Theresia, um ihren Monarchen schaaren, um das Vaterland zu verteidigen.

Stefan Türr."

Vom Kriegsschauplatze.

Strategische Studien.

Von Lieutenant J. Lemesic.

VI.

Nun ist es offen und klar, der Neffe ist mit dem Oheim nicht aus gleichem Holze geschnitten: wo jener handelt, zögert dieser; unter gleichen Umständen zermalmte jener seine Gegner, dieser wird geschlagen — das ist der große Unterschied zwischen Oheim und Neffe!

Alles glaubte, der Lösung des rätselhaften Auftretens der französischen Regierung im gesetzgebenden Körper nahe zu sein, und man täuschte sich nicht, nur ist die Lösung nicht die von dem größten Theile der Welt vermutete. Zwar haben wir erst nur Andeutungen des Anfangs, das Ende ist noch immer ins Dunkel der Zukunft gehüllt; gleichen jedoch die folgenden Kennzeichen den ersten, so wird seine Lösung bald geschehen sein. — Doch lassen wir die Metaphersprache und betrachten die Thatsachen.

Am 3. August erfolgte ein Angriff auf Saarbrücken, es wurden die die Stadt beherrschenden Höhen genommen, und damit schien die Offensive der Franzosen hier begonnen zu haben. Zu dieser Vermuthung war man um so berechtigter, als die französische Armee, mit Ausnahme des Corps MacMahon, welches den äußersten rechten Flügel bei Weisenburg und Hagenau bildete, gegen den Punkt Saarbrücken gerichtet war. Sei es denn, daß die Franzosen hier die Hauptmacht des Gegners vermuteten oder darüber noch im Zweifel waren und deshalb sich für zu schwach hielten, einen entschlossenen Angriff auszuführen; oder aber fürchteten sie einen Angriff des Gegners in ihrer rechten Flanke, dem jedoch der Ueberfall bei Weisenburg widerspricht, genug sie thaten nichts, sondern begnügten sich mit der — wie es sich jetzt herausstellt — zwecklosen Beschießung der offnen Stadt Saarbrücken. Konnte ihnen dieses Zaudern, welches aus Unklarheit der Verhältnisse und der Unkenntnis der feindlichen Aufstellung hervorging, nicht zum Verbrechen angezählt werden, so muß es ihnen nach dem Ereignisse bei Weisenburg am 4. August als eine große Versündigung gegen den Geist der Kriegswissenschaft und der Kriegsführung zugezählt werden.

Der Erfolg allein spricht nicht für die Richtigkeit und die absolute Unfehlbarkeit des eingeschlagenen Weges, sondern auch die Größe und Menge der begangenen Fehler. Im Kriege, wo man fast nur mit variablen Faktoren zu thun hat, läßt sich nicht alles mit Gewissheit bestimmen; nur zu oft wird der eine und der andere Factor entweder zu groß oder zu klein angesehen, und ist man dem Resultate nahe, da erkennt man erst die Unrichtigkeit der Schätzung: daraus nun fließen Fehler, und derjenige welcher ihn früher einsieht und richtig stellt, wird auch den Erfolg für sich haben. Als die Franzosen die Fehlerhaftigkeit ihrer Anschauung erkannt, beeilten sie sich nicht, sie zu ändern, sie verharren vielmehr noch weiter darin und machten außerdem noch einige hinzu. Wer wundert sich noch darüber, daß es so gekommen?

Beim Ueberfall von Weisenburg standen, daß ist nun constatirt, nur geringe französische Kräfte der Armee des Kronprinzen gegenüber, was daher den taktischen Erfolg der Preußen nicht groß machen würde, wenn selbst die Division ganz vernichtet worden wäre; was aber den Erfolg wirklich zur Bedeutung erhob, ist die erzielte Trennung des Corps MacMahon von der übrigen Armee, die zwar von französischer Seite nicht direct eingestanden worden, die aber aus der Stylistierung des betreffenden Telegramms erheilt und was die Schlacht von Wörth bestätigt.

In dem betreffenden Telegramm heißt es: „Das Corps MacMahon hält eine feste Stellung besetzt. Die Corps sind alle in telegraphischer Verbindung.“ Sagt auch das Telegramm nicht, was ganz natürlich ist, wo diese „feste Stellung“ sei, so sagt es doch, daß das Corps bloss in „telegraphischer“, also nicht in faktischer Verbindung mit den andern Corps war.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Franzosen auf Sulz, in der Richtung auf Hagenau abgedrängt worden und daß ihre Verbindung von Lembach gegen Niederbronn, also mit Bitche bedroht war. Eine solche Trennung konnte den Franzosen natürlich nicht gleichgültig sein und sie mußten bestrebt sein, dieser drohen-

den Eventualität vorzubeugen. Zu diesem Zwecke dürften die Corps Faillly und Canrobert angewiesen worden sein, dem Mac Mahon'schen die Hand zu reichen, letzteres aber, um die dargebotene Hand erfassen zu können, mußte im Angesichte des Feindes einen Flankenmarsch ausführen, bei welcher Gelegenheit die für die Franzosen unglückliche Schlacht bei Wörth herbeigeführt wurde. Daß die Schlacht den Franzosen nicht günstig sein konnte ist wohl klar, wenn man auch hier das Kräfteverhältniß beider Theile berücksichtigt; denn an der Schlacht haben nur Theile — nach dem Telegramm dürften von beiden je eine Division hier gewesen sein — der beiden letzteren sich beteiligt, was zusammen kaum etwas mehr als 50.000 Mann französischerseits gibt. Ob die Franzosen glaubten, mit dieser Macht auszukommen, oder daß sie für den Augenblick nicht mehr an Ort und Stelle haben konnten, kann man nicht wissen; das jedoch weiß man, daß sie einen groben Fehler begangen, weil sie eine Schlacht herbeigeführt, und zwar eine Schlacht der Minderzahl gegen die bereits bekannte Übermacht, und die nicht unbedingt durch die Verhältnisse geboten war.

Wörth ist ein Marktstück in den Vogesen am Sauerbache gelegen, von Sulz 1½ Meilen, von Hagenau 2 Meilen entfernt. Von Sulz führt eine Straße über Wörth gegen Reichshafen und Ingweiler und durchschneidet bei Reichshafen, unweit Niederbronn, die von Hagenau nach Bitche führende Hauptstraße. Auf dieser Straße, dann auf dem Wege nach Lembach dürfte die Armee des Kronprinzen vorgegangen sein, um theils die Verbindung Mac Mahons bei Reichshafen zu unterbrechen und das vereinzelte Corps wo möglich mit Übermacht zu schlagen, theils das Defilé von Babern, welches durch Pfalzburg gesperrt ist, zu umgehen.

Zu gleicher Zeit, während die Franzosen bei Wörth eine empfindliche Niederlage erlitten, floh sie das Glück auch dort, wo es sich ihnen anfänglich gezeigt, daß sie aber nicht zu fassen verstanden — bei Saarbrücken.

Uebereinstimmend melden preußische und französische Telegramme, daß die von den Franzosen besetzten gehaltenen Höhen bei Saarbrücken am 6. d. von den Preußen angegriffen und erströmt worden; das Corps Froissard erhielt hier starke Verluste. Das Corps MacMahon zieht sich auf Nancy zurück, die Armee concentriert sich auf Metz.

Dies zeigt an den gänzlichen Rückzug der Armee hinter die Mosel und vorderhand das Verzichten auf jeglichen Offensivversuch der Franzosen. Diese Thatsache reicht aber auch hin, die Schlacht von Wörth als eine That der Verzweiflung über die erlittene Schlappe bei Weisenburg und nicht als durch die Verhältnisse geboten zu kennzeichnen; sie hat auch dem Feldherrn MacMahon einen argen Stoß versetzt, der nun vor der Welt blos als ein tapferer Haudegen erscheint.

Aber auch das Obercommando der Franzosen scheint der Größe der Aufgabe nicht gewachsen zu sein; denn fühlte es sich zu schwach, etwas Ordentliches zu unternehmen, so mußte es wenigstens vermeiden, sich in ungleichen Kampf einzulassen und noch vor einer ausgesprochenen Niederlage auf stärkere Positionen und die weiter rückwärts gelegenen Hilfsquellen zurückzuziehen, nicht aber vereinzelt und nach und nach sich schlagen lassen — die Wahrscheinlichkeit des Geschlagenwerdens ist immer für die Minderzahl vorhanden, sind es auch Franzosen!

Es ist zwar durch die ersten Misserfolge der Krieg noch nicht entschieden, die Preußen stehen noch nicht vor den Thoren von Paris, denn für sie beginnt erst jetzt der schwierigere Theil der Aufgabe.

Wie wir in einem dieser Aufsätze ausgesprochen, kann Preußen die Unart seiner strategischen Lage nur durch die Offensive beseitigen, und das hat es gethan. Gleichzeitig sagten wir, die Richtung auf Nancy ist diejenige, welche ihnen die größten Chancen eines günstigen Erfolges verspricht; das Vorgehen des Kronprinzen deutet bereits auf diese Richtung hin.

Vorderhand wird die Armee des Kronprinzen die westlichen Ausgänge der Vogesen, den Pass von Babern (Saverne) und nördlich davon zu gewinnen und einen innigeren Anschluß an die Armee des Prinzen Karl, in der Richtung Pfalzburg-St. Avold zu bewirken suchen, und wenn die Armee gesammelt ist, dann concentrisch von Norden und Osten gegen die an der Mosel stehenden Franzosen vorgehen. Daß Prinz Karl mit seinen Operationen zurückhalten werde, bis der Kronprinz die Vogesen hinter sich hat, ist höchst wahrscheinlich, da er sonst von den bei Metz stehenden Franzosen leicht mit Übermacht angegriffen und geschlagen werden könnte, bevor noch der Kronprinz ihm beistehen kann.

Was Preußen zur Deckung seiner linken Flanke thun muß, hängt von der Aktivität der Festung Strasbourg ab. Iedenfalls wird es Detachirungen nach dieser Seite hin vornehmen müssen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß diese Festung durch die Reserven und süddeutschen Contingente beobachtet werden wird; es wird sich aber durch diese Detachirungen schwächen, und darin liegt die künftige Schwierigkeit der Aufgabe.

Gesneigkeiten.

— (Personen nachricht.) Dem königl. ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrássy haben Se. Majestät für die Dauer seines Wiener Aufenthaltes das Schloß Hezendorf allernädigst anzuweisen geruht.

